

Genius und Welt

(Briefe von Richard Wagner)

Nicht das Schicksal, mein eigener Wille führte mich zu Wagner, als mir durch seine Bücher die Erkenntnis von dem neuen Evangelium der musikalisch-dramatischen Kunst aufging, das, längst geahnt, in meiner Seele gelegen hatte. Kurz nach den verhängnisvollen Ereignissen des Jahres 1848 kamen mir zwei Schriften: „Das Kunstwerk der Zukunft“ und „Oper und Drama“ betitelt, zu Gesicht, von einem mir unbekannten Autor, Richard Wagner, von dem ich nur wußte, daß er Kapellmeister in Dresden gewesen war, an der Revolution daselbst teilgenommen hatte und nun im Exil, in der Schweiz, lebte. Aus diesen Büchern ging mir die Überzeugung auf, daß da ein neues Ideal ins Leben trete, dessen Wirkung, weit über das bloße Kunstschaffen hinaus, sich auf alle Sphären des geistigen und sittlichen Lebens erstrecken müsse. Ich schrieb an den Autor, erhielt auch eine sehr freundliche Antwort, kam aber nicht dazu, etwas von seiner Musik zu hören, da diese erst an ganz wenigen Orten zur Aufführung kam. Nur die Dichtungen zu „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ wurden mir bekannt und bestätigten, was jene Bücher mir bereits gesagt hatten, daß auch hier, mit dem unfehlbaren, intuitiven Wissen des Genius, das Rechte getroffen sei, durch die Wiederbelebung der Sage, die an sich schon ein musikalisches Element enthält, das zum Ausdruck gebracht, die Gestalten mit verklärender Geistigkeit durchdringt.

Endlich lernte ich Wagner selbst kennen in London, wo ich auch im Exil lebte und wohin er zum Dirigieren der philharmonischen Konzerte während einer Saison berufen wurde. Zunächst sah ich ihn dirigieren und blieb erstaunt und ergriffen von dem vergeistigenden Zauber, den der so geführte Dirigentenstock über das Orchester auszuüben vermochte.

In einem befreundeten Hause kamen wir eines Abends zusammen, aber der Eindruck, den ich empfang, entsprach

nicht ganz meiner Erwartung. Wagner war verstimmt durch seinen Aufenthalt in England und verhielt sich kühl, beinahe abweisend dem herzlichen, begeisterten Entgegenkommen gegenüber, das ihm zuteil wurde. Das größte Ergebnis dieses Abends war, daß er uns von Schopenhauer sprach, den wir alle nur erst dem Namen nach kannten, und uns in Kürze die Grundzüge von dessen philosophischer Lebensanschauung vortrug.

Erst im Jahr 1859 führte mich der Zufall wieder mit ihm zusammen, eines Abends in Paris, in einem Konzert, wo er mit seiner, damals noch lebenden ersten Frau die Plätze gerade vor mir einnahm. Ich erinnerte ihn an jenen Abend in London, und er sagte scherzend: „Ach ja, bei Ihnen habe ich auch etwas gut zu machen; ich war damals sehr schlechter Laune; daran waren aber bloß die englischen Nebel schuld.“

Er machte mich mit seiner Frau bekannt und lud mich ein, sie zu besuchen. Das geschah natürlich bald und oft, und von nun an wuchs die verehrende Freundschaft, die aus der Ferne begonnen hatte, in der Nähe mit jedem Tage, und ich hatte das Glück, in seinem Hause die Musik zum „Tannhäuser“, „Lohengrin“, „Tristan“ und Teile von „Rheingold“ und „Walküre“ zu hören, auf dem Klavier von einem Schüler Wagners vorgetragen und von ihm selbst gesungen, zwar fast ohne Stimme, aber mit solchem Vortrag, daß kein später gehörter Gesang vortrefflicher Künstler das Verständnis näher bringen konnte. Drei Konzerte, mit einer Auswahl von Stücken aus seinen Werken, von ihm dirigiert, fanden begeisterte Aufnahme und erhöhten seine Hoffnung und die der kleinen Zahl von Anhängern, die sich bereits um ihn gesammelt hatten, daß nun endlich sein Stern aufgehen werde.

Wagner hatte damals bitter unter pekuniärer Not zu leiden. In schweren Augenblicken hatte er mir mit der Offenheit, wie man sie einer langjährigen Freundin zeigt, über seine Verhältnisse gesprochen, und die Sorge um ihn und

sein Geschick lag schwer auf meiner Seele. Die Konzerte, so groß ihr Erfolg in der Anerkennung des musikalischen Publikums gewesen war, hatten ein Defizit hinterlassen, das Wagner außerstande war zu berichtigen. Daß ich eine sehr wohlhabende Freundin bewegen konnte, wenigstens zum großen Teil helfend einzuschreiten, war mir eine innige Genugtuung, aber ich wollte, es solle gründlicher geholfen werden. Ich plante, eine große Sammlung zu veranstalten, die, zur Deckung des Defizits und darüber hinaus, dem Meister als Huldigung dargebracht werden sollte. Zwei junge, sehr reiche Enthusiastinnen erklärten sich bereit, die Sache in die Hand zu nehmen und mit Eifer zu betreiben, da ich genötigt war, Paris zu verlassen und nach London zurückzukehren. Es waren schöne Frühlingstage, die meiner Abreise vorangingen, und ich verbrachte sie noch so viel als möglich im Wagnerschen Hause. Ein liebliches kleines Erlebnis kam zum Abschied. In einer Nacht brach ein starkes Gewitter aus, und am folgenden Morgen prangten die Bäume und Büsche der Gärten in frischem Grün. Wagner erzählte mir, daß er gerade in der Nacht darüber nachgedacht habe, ob es zu rechtfertigen sei, was er im „Rheingold“ geschehen läßt, daß Donner an den Felsen schlägt und plötzlich der Frühling da ist. Da hatte ihm denn die Natur auf die freundlichste Weise recht gegeben.

Raum in London angekommen, hatte ich Gelegenheit, eine kleine Sendung mit begleitendem Schreiben an Wagner abzusenden, und erhielt darauf folgenden Brief, in dem er jenes oben erwähnten Vorhabens gedenkt, von dem ich ihm Mitteilung gemacht hatte:

„Paris, 20. Mai 1860.

Liebe Freundin!

Ihre heutige Sendung kam mir doppelt erwünscht, da sie außer dem Geschenk mir nochmals Ihre Adresse zuführte. Gestern wollte ich Ihnen schon schreiben, fand aber — — Was ich Ihnen zunächst mitzuteilen hatte, folgt hier zuerst.

Ich bitte Sie, Madame S. (eben jene hilfreiche Freundin) bestens von mir zu grüßen und zu sagen, wie ganz besonders leid es mir tut, das mir so freundlich vorgeschossene Geld ihr noch nicht zurückschicken zu können, da in meiner Lage sich noch nicht das Mindeste geändert hat. Von keiner Seite her habe ich irgendeine erleichternde Mitteilung erhalten. Ich überlasse es daher Madame S., da sie leider bei meiner Lage so stark interessiert ist, von sich aus eine Anfrage nach Paris zu richten. Einzig wäre es mir lieb, wenn unter allen Umständen wirklich der Anschein aufrecht erhalten würde, als sei ich bisher von dem mir mitgeteilten Vorhaben, für den Verlust bei meinen Konzerten mich zu entschädigen, ununterrichtet geblieben. Ich konnte Madame S., die ich für sehr reich hielt und vollkommen imstande, den mir nötigen Ersatz aus eigenen Mitteln zu leisten, in einer besonders dazu disponierten Stimmung sehr leicht um ein Darlehn, das ich in mehreren Jahren zurückbezahlen zu können volle Aussicht habe, ersuchen. Zu einer Sammlung für mich in der Absicht, die verlorene Summe als ein *G e s c h e n k* mir wieder zuzustellen, hätte ich jedoch in keiner Weise auffordern können, da ich sehr wohl weiß, wie wenig demjenigen, der sich an die *G e l d* = *h i l f e* anderer wendet, eigentlicher Glaube beigemessen wird und wie von diesem Augenblick an seine Lage, sei sie welche sie wolle, nur noch nach *e i n e m* Maßstabe beurteilt wird. Das Außerordentliche wird eben stets außerordentlich und nicht begriffen bleiben. Demnach ersuche ich Madame S. herzlich, den Anschein zu bewahren, als sei sie, während des Pariser Aufenthalts, durch Sie, der ich im Vertrauen die Mitteilung meiner Verluste gemacht hätte, ohne mein Wissen hiervon benachrichtigt worden. Glücklicherweise wird hierdurch der zarten Fürsorge meiner teilnehmenden Freundin in nichts zu nahe getreten."

Es folgt nun eine Anführung der Gründe, die ihn hauptsächlich zu der Niederlassung in Paris bewogen und größtenteils auf seine Frau Bezug hatten. Er fuhr dann fort:

„Ich sehe jetzt ein, ich hätte klüger getan, meine häus-

lichen Verhältnisse noch im provisorischen Zustand zu lassen, um so mehr, da meine persönliche Neigung nicht dabei entscheidend war. Es kommt jetzt darauf an, wie ich den Fehler wieder ausgleiche. Dann und wann sind mir außerordentliche Zwischenfälle, wie sie in meiner Lage zur Welt fast natürlich sind, zu Hilfe gekommen, um das Fehlerhafte meiner Dispositionen zu corrigieren. Ich habe das dann immer in der Meinung aufgenommen, daß diejenigen, die sich um mich bekümmern, mehr dabei gewinnen als ich selbst, der ich Ruhe und Glück nicht mehr suche, sondern einzig Lust und Raum zu neuen Arbeiten, von denen ich am wenigsten Genuß habe. Es scheint sich jetzt nicht so leicht einrichten zu wollen, es läßt mich alles, sogar Angekündigtes und fast Sicheres, vergebens warten. Nach meiner innersten Neigung würde ich mich mit einem einzigen Schritt vollkommen befreien, denn der Besitz hat nie eine Spur von Macht über mich gehabt. Sollten Sie einmal erfahren, daß das Schicksal mich jeder anderen Rücksicht als der meiner eigenen Neigung für die Bestimmungen meiner äußeren Verhältnisse enthoben habe, so würden Sie zugleich erfahren, daß ich freiwillig vollkommne Armut und Zurückgezogenheit gewählt hätte. Seien Sie des versichert, beste Freundin."

Es kamen nun freundschaftliche Erkundigungen nach meinen damaligen Verhältnissen, und er fügte hinzu:

"— — — daß Sie nächsten Herbst wieder nach Paris zu kommen hoffen, Sie glauben wohl, wie sehr mich dies freuen würde! Wenn Sie dennoch dabei im Druck verharren, so lassen Sie sich die Frage der Prinzessin Leonore: wer ist denn glücklich? immer wieder zum Trost gereichen. Ich für mein Teil versichere Ihnen, daß ich eigentlich nur der Welt zusehe, um zu erfahren, wie sie sich mit einem Menschen meiner Art anstellt, und wie sie von ihm zu profitieren versteht. Ob sie ihm den, nur aus den Gesetzen seines eignen Wesens bestimmbaren Spielraum für die Entwicklung seiner Tätigkeit gönnt oder wie viel sie ihm davon ab-

knausert. Ich kann dabei oft lächeln, wenngleich ich nicht leugnen kann, daß ich als empfindendes Wesen genug selbst dabei im Spiele bin, um Schmerzen aller Art unter dem Experiment zu empfinden. So viel ist gewiß, daß ich schon viel mehr geschaffen habe als nötig wäre, wenn ich selbst dabei mich manchmal behaglich fühlen wollte. Doch das ist nun einmal so!

Leben Sie wohl und haben Sie herzlichen Dank für Ihre Freundschaft und auch für den türkischen Tabak, der mir jedenfalls periodisches orientalisches Behagen in Aussicht stellt.

Ihr R. Wagner."

Zehn Tage später erhielt ich einen ganz kurzen, durchaus verzweiflungsvollen Brief, worin er nur um Nachricht bat, ob die bewußte Sache ein Resultat verspreche, da alles andere fehl schlage und er einzig noch auf diese Hoffnung angewiesen sei. Leider verlor ich aber täglich mehr die Hoffnung des Gelingens, denn nach meiner Abreise waren die anderen Beteiligten lau geworden; wie es zu gehen pflegt: die Eitelkeit hatte sich hinein gemischt, es war von der Sache gesprochen worden und es geschah nichts. Dann erhielt ich erst wieder am 22. Juni einen Brief:

„Beste Freundin,

Haben Sie schönsten Dank für Ihren freundschaftlichen Brief. Sie vermuteten recht, daß Sie mein längeres Schweigen aus meiner üblen Stimmung sich erklärten. Ich habe in meinem Leben mit vielem Ungemach zu kämpfen gehabt, und die höhnische Beigabe gänzlicher Vermögenslosigkeit zu einer so obstinaten Geistesdisposition, wie die meinige, hat zu jeder Zeit mir üble Konflikte bereitet. Keiner begreift dies recht, und doch ist's mit Händen zu greifen, wenn mir jetzt z. B. jemand aufmerksam zusieht, jetzt, wo ich alles zu ergreifen hätte, was mir Erleichterung meiner Lebenslast verspricht und doch so wenig mich zu Konzessionen verstehen kann, daß ich gestern dem Direktor der hiesigen Oper er-

klärte, der Tannhäuser werde so gegeben, wie er ist (ohne Ballett im zweiten Akt) oder er werde gar nicht gegeben. Was diese Obstinatien heißt, können Sie gerade jetzt, wie Sie meine Lage kennen, am besten beurteilen. Denn ich muß gestehen, daß seit den acht Jahren, wo meine Opern in Deutschland gegeben werden, ein Zustand wie mein jetziger mir unbekannt geblieben ist; immer nahm ich etwas ein und konnte bestehen, so wie ich nun einmal lebte. Eben jetzt aber sind meine älteren Opern gänzlich erschöpft, meine neuen verhindert, enorme Verluste und — niemand, der mir hilft! Alles, was ich verlange, ist Kredit während einer Stockung! Unmöglich! Ich vertraue mich und ernte dafür nichts als Preisgebung. In den Journalen lese ich, ich habe 10 000 Franks bekommen, und der Hohn, mit dem man dies begleitet, ist alles, was ich davon habe. Mein russischer General kommt an, es findet sich, daß für nächsten Winter von Petersburg nicht die Rede sein kann, weil ich zur selben Zeit dort sein müßte, wo ich hier nötig bin, somit — verstummt! Nun hatte ich von einem Tag zum andern Forderungen an mich abzuhalten, die peinlichsten Stockungen im Hause, Aufregung und Schlaflosigkeit meiner Frau. Sie soll nach Eoden ins Bad reisen, und ich kann ihr kein Geld dazu schaffen. Und so geht es fort und wird mindestens ein halbes Jahr noch dauern, wenn es überhaupt dauern kann. Und das begegnet mir, dem man von allen Seiten immer von neuem wieder berichtet, welchen Enthusiasmus ich da und dort wieder erzeuge usw. Von allen Menschen, an die ich mich wandte, muß Madame S. mit vollstem Recht mir als das einzige Wesen gelten, das wirklich bis zur Hilfe sich ermannen konnte. Wie das jetzt nun steht und gekommen ist, muß ich Ihnen wirklich versichern, daß ich Madame S. ungemein achten gelernt habe. Wenn ich mich entsinne, wie Sie an dem einen drängenden Tag zu mir kamen und die nötige bedeutende Summe mir einhändigen durften, so kann ich nicht anders als erkennen, daß sie die einzige war, die sich bewährt hat. Sagen Sie ihr das. Verwundern Sie sich nicht,

daß ich Ihnen keine Lobsprüche sage, wiewohl ich in Madame S. nur Ihr Werk zu erkennen hatte; das versteht sich aber von selbst, während Madame S. sich nicht von selbst verstand. Von der Subskription kann keine Rede mehr sein, hier ist alles in Grund und Boden verfehlt. Was das Werk höchstens zweier Tage sein durfte, hat sich durch zwei indiscrete Monate bis in die Journale hingeschleppt und ist leider auch in die Hand Foulds geraten, was allein genug ist, um jedes Benefiz abzulehnen. — — — — —

Lassen wir das nun. Mir bleibt nichts als meine Schuld, mein Dank und mein Bedauern gegen Madame S. (ihr nicht gleich zurückzahlen zu können), im übrigen — die Hölle, aus der ich noch gar keine, auch nur entfernte Ahnung habe, wie erlöst werden. Es handelt sich noch um 5000 Franks, den Rest meines Defizits, um bis zur Aufführung des Tannhäuser zu gelangen.

Ich habe in dieser Zeit nichtsdestoweniger auch Garibaldi meinen Anteil widmen können, und ich gestehe Ihnen, daß ich mir die Abendzeitung stets mit großem Eifer bringen ließ; wie Sie ganz recht bemerken, war es das einzige, was selbst auch mich nur erfrischen konnte, da das künstlerische Element am allerersten in Lagen wie der meinigen unfähig ist, denn dazu muß man frei sein, nicht erst frei werden wollen. So kann ich auch in solchen Stimmungen nicht Freiheit für künstlerische Lektüre etwa gewinnen, und Plutarch bot mir auch jetzt die nötige Zerstreuung. Ich hatte zuvor mit großem Eindruck wieder Timoleons Leben gelesen, auf das ich ganz zufällig geriet. Dieses Leben hat die ganz unerhört seltene Bedeutung, daß es wirklich vollkommen glücklich zu Ende geht, ein ganz ausnahmsweiser Fall in der Geschichte. Es tut einem wirklich wohl zu sehen, daß so etwas einmal möglich war, kann mich aber, im Hinblick auf alles übrige Edle, nicht erwehren, solch einen Fall vom Weltendämon eigentlich nur als Lockvogel aufgestellt zu erkennen. Diese Möglichkeit mußte offen bleiben, um so unzählige über

den eigentlichen Inhalt der Welt in die Irre führen zu können. Stellte diese Möglichkeit sich nirgends einmal dar, so dürfte man fast annehmen, daß es uns möglich sein müßte, auf kürzerem Weg dahinter zu kommen, wohin wir Oskidenten — so scheint es — erst auf sehr langem Umwege gelangen werden. Wie viele Berührungspunkte gab es nun, die mich neuerdings Garibaldi auf Timoleon beziehen ließen. Noch ist er glücklich! Sollte es möglich sein, daß ihm die eigentliche furchtbarste Bitterkeit erspart werden dürfte? Von Herzen wünsche ich es. Doch erschrecke ich oft, wenn ich ihn doch nur als Fliege im großen europäischen Spinnennetze ersehe. Viele Möglichkeiten stehen aber offen: vielleicht ist die Fliege zu groß und stark. Auf sein Volk soll er nicht viel rechnen, sehr viel aber auf seine Alpenjäger! Im übrigen helfe ihm der Verrat und die Klugheit, ihn zu dirigieren. Durch die Schlechtigkeit der Schlechten besiegt man zuweilen wohl die Unverschämtheit der Schlechten.

Daß Sie nach Paris kommen, ist mir viel Trost. Ich kann unmöglich hier fort, und dankbar will ich meinem Schicksal sein, wenn ich nur meine arme Frau ins Bad bringe. Leben Sie wohl und seien Sie schönstens begrüßt von

Ihrem R. Wagner."

Wagner hatte den bitteren Kelch der Täuschungen noch lange nicht ausgekostet. Als ich im Herbst 1860 wirklich nach Paris zurückkehren konnte, war mein erster Ausgang zu Wagners. Ich traf ihn beschäftigt, einer jungen Sängerin am Klavier den Gesang des Hirtenknaben im „Tannhäuser“, nach der Verwandlung im ersten Akt aus dem Venusberg in das stille Wartburgtal, einzustudieren. Als das beendet war, kam er auf mich zu und begrüßte mich mit den Worten: „Gut, daß Sie kommen; eine bessere Aufführung, wie die hier, werden Sie nie zu hören bekommen; sie wird ausgezeichnet.“ Wirklich schien es so werden zu sollen. In der ersten Orchesterprobe im Theater, der ich mit Frau Wagner beiwohnte, war die Begeisterung so groß, daß sich das

Orchester insgesamt, nach dem herrlichen Septett am Ende des ersten Akts, erhob und Wagner eine jubelnde Ovation machte. Nach dem Schluß der Probe, mitten in der Nacht, soupierten wir drei: Wagner, seine Frau und ich, zusammen in einem Restaurant auf dem Boulevard, und in der erhobenen Stimmung, in der wir waren, sagte Wagner uns herrliche und ergreifende Dinge über die Auffassung der verschiedenen Gestalten im Tannhäuser, besonders über die der Elisabeth, die er der ganz jungen Marie Sar einstudiert hatte. Voll seligster Hoffnung auf den vollkommenen Erfolg gingen wir heim. Aber bald genug trübte sich der heitere Himmel; Mißverständnisse aller Art, böser Wille und Unverstand, vor allem die Opposition der Herrn der Gesellschaft, denen das Ballett im zweiten Akt, ob es dahin paßt oder nicht, die Hauptsache war, verhießen Unheil, und schon am Abend nach der Generalprobe fühlte ich, daß Wagner die Sache bereits verloren sah.

Was nun folgte, ist zu bekannt, um es zu wiederholen. Wir alle, die ihm nahe standen, litten mit ihm unter dem Fehlschlagen dieser großen Hoffnung, die am Anfang so berechtigt gewesen war und die nur durch eine mesquine, den kleinsten Motiven entsprungene Verschwörung des schlechten Teils des Publikums hatte scheitern können. Die Zukunft hat auch in Paris glänzend gut gemacht, was damals verschuldet wurde, leider hat er es nicht mehr ganz erlebt. In jener Trauerzeit aber, in der wir alle, die an ihm hingen, tief gebeugt waren, blieb nun nichts mehr übrig als das völlige Auflösen des Kreises, der sich hier gebildet hatte. Wagner reiste, kurz nachdem er seine Partitur zurückgezogen, nach Karlsruhe, von wo ein ehrenvoller Ruf des Großherzogs — der ihm zugleich die Rückkehr nach Deutschland, Sachsen ausgenommen, wieder möglich machte — an ihn erging, und von da nach Wien, wo er zum ersten Male seinen „Lohengrin“ aufführen hörte, und zwar zu seiner Befriedigung, wie er seiner Frau schrieb, die mir den Brief zeigte. Sie harrete seiner Rückkehr, um dann den Haushalt aufzulösen und Paris

zu verlassen. Ich mußte inzwischen auch wieder nach London zurück, und somit war auch für mich die Hoffnung wieder abgeschnitten, in jener Kunstsphäre weiter leben zu können, in der ich die eigentliche Heimat meiner Seele erkannt hatte. Ich schrieb nun wieder mehrere Male an Wagner, als ich ihn in Paris zurück wußte, und endlich erhielt ich am 25. Juli 1861 einen Brief, aus dem preussischen Gesandtschaftshotel in Paris datiert:

„Das Größte ist vorüber. Ich will mich nicht mit einer Schilderung meines letzten Monats aufhalten, so was ist nur gut zum Vergessen! Endlich half es nichts, ich mußte meinen hiesigen diplomatischen Freunden Ernstliches zumuten. Mit Mühe und Not — aber vielem guten Willen (ich kann dies nicht anders bezeugen) — ward das Nötigste herbeigeschafft, und es gereicht mir zur Beruhigung, daß meine Frau eigentlich wenig von meiner Not bemerkte. Nachdem wir noch vier abscheuliche Tage im Hause verlebt hatten, reiste sie heut vor 14 Tagen mit dem Vogel (einem Papagei, der ein langjähriges Mitglied der Häuslichkeit war) glücklich ab. Mich lud der preussische Gesandte ein, solange ich noch in Paris zu verweilen habe, bei ihm zu wohnen, was ich — namentlich des schönen Gartens mit hohen Bäumen und schwarzen Schwänen willen, — gern annahm. Ich werde als zur Familie gehörig betrachtet, habe meinen Flügel in einem schönen, hohen Salon und könnte mir's ganz passabel gefallen lassen, wenn nur manches Freundliche, was mir noch begegnen kann, nicht fast schon zu spät käme! Außer einem flüchtigen Behagen — namentlich durch angenehme Geräuschlosigkeit erzeugt — will kein Wohlgefühl irgendwelcher Art mehr bei mir haften. Mir stehen die Augen immer voll Tränen, und die ganze Sache kommt mir immer beklemmender und nichtiger vor! Allein, ganz allein sein, ist mir schließlich doch das einzig Zusagende.

Der Fliegende Holländer gedeiht nur so allmählich auf französisch; fertig oder nicht fertig, so bin ich aber doch nun

entschlossen, Montag abend zu reisen. Ich will der Frau noch einen Tag in Soden adieu sagen. Von Liszts Einladung wollte ich mich gern losmachen, erfahre aber, daß, käme ich nicht, ihn dies vollständig unglücklich machen würde. Dann geht's nach Wien, wo ich wohl etwas länger haften bleiben werde. Wenn ich einen Blick in meine Tristan-Partitur werfe, kann ich's immer noch gar nicht für möglich halten!

So möge es Sie denn trösten, liebe gute Freundin, daß ich einmal wieder dem Äußersten entronnen bin. Daß ich viel dabei gelassen habe, fühle ich leider immer mehr; zwei schöne Jahre sind rein vergeudet, und ich fühle mich außerordentlich müde. Was ich für die Kunst verloren, habe ich aber vielleicht fürs Leben gewonnen, eine letzte, recht tief eingeschriebene Erfahrung: das, was sich nicht fügt, auch nicht zwingen zu wollen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie immer freund

Ihrem R. Wagner.

Wis. 6. August Weimar. Dann Wien, k. k. Hofoperntheater."

Ich schrieb nun mehrere Briefe an die angegebenen Adressen, bis ich endlich den, am 13. September 1861 aus Wien datierten, hier folgenden Brief erhielt:

„Beste Freundin,

Alle Ihre Briefe habe ich richtig erhalten und danke herzlichst dafür. Bestehen Sie auf keiner regelmäßigen Korrespondenz mit mir und seien Sie versichert, daß Sie sich dadurch viel Trübsal ersparen. Schreiben Sie aber oft! Es ist Ihnen dann auch möglich, dann und wann sich angenehme Vorstellungen über mein Tun und Treiben zu machen, die Sie — schreibe ich Ihnen oft — sofort als irrig erkennen müßten. Kurz und wahr! Es ist immer das Alte — auch die alte Illusion, es könnte doch einmal etwas glücken!

Weimar (das Musikfest) war von gar keiner Bedeutung:

nur Liszt war sehr angenehm, und seine Gastfreundschaft, die ich mit dem halben musikalischen Deutschland teilte, war reizend. Nur etwas zu viel Menschen. Es ist mir begegnet, daß ich oft alle halbe Stunde einer neuen Person meine Lebensgeschichte zu erzählen hatte. Lächerlich meist alles! Überall wenig Talent, viel Torheit. Musik oft sehr schlecht. Doch war Liszts Faust ganz vortrefflich. Also immer nur, was wenige einzelne sich leisten können. Die Menge nur störend.

Hier sitze ich nun und warte auf die Wiederkehr einer Tenorstimme in die Kehle meines projektierten Tristan-Sängers. Ander — mein Tenorist — hat nach dreimonatlicher Heiserkeit seine Stimme noch nicht wieder in seiner Gewalt, fürchtet sie zu verlieren, namentlich wenn er diesen Winter eine so angreifende Rolle wie den Tristan studieren müsse. Will ich mir einigermaßen die Wahrheit eingestehen, so muß ich die Ausführung meines Projektes für diesen Winter unmöglich finden. So steht es! Nun urteilen Sie über die Chancen, in denen ich hier schwebe, wo ich rein nicht weiß, was anfangen. Ob und wie Hilfe geschafft werden könne, ist mehr wie zweifelhaft, und ich gehe in den wenigen Stunden, die mir angehören, mit mir zu Rat, was nun zu beschließen sei. Vorderhand treffe ich noch auf gar keinen Ausweg.

Von Paris erfahre ich gar nichts. Was soll ich dort? Sonst schweigt mir alles, und — mir bleibt nichts, als der allerherzlichste Überdruß und Ekel an allem, was ich tu und treibe! — — — — —

Es ist mir nicht bestimmt, mich leicht durchzuhelfen. So lebe ich denn wieder teuer und miserabel zugleich. Gott weiß, was es mit mir für Not hat! Wirklich, das Gescheuteste wäre, wenn's bald mit mir ein sanftes Ende hätte! Die Welt ist mir einmal durchaus konträr.

Nun, habe ich recht, Ihnen nicht zu schreiben? Was werden Sie erfahren, als Trübsal? Der üble Zustand ist einmal bei mir so chronisch geworden, daß er wohl nicht mehr

zu kurieren ist. Mir fehlt Grund und Boden: ich stehe nirgends auch nur mit einer Zehe fest. Lassen wir die Misere!

Kind — sehen Sie immer recht schön schwarz, wenn Sie auf mich sehen, so werden Sie mich immer im rechten Lichte erblicken.

Dann — vielleicht kann ich Sie auch einmal mit einem helleren Briefe trösten! Adieu! Tausend innigen Dank für Ihre Freundschaft! Grüßen Sie Olga! Ihr A. W."

Leider mußte ich mir nun auch das Schwärzeste denken, denn ich hörte wieder längere Zeit nichts von ihm, und die Zeitungen in England, wo ich noch weilte, brachten damals noch keine Kunde über ihn.

Endlich kam dann folgender Brief:

„Biebrich am Rhein, 12. März 1862.

Meine liebe Freundin,

Seien Sie mir nicht böse! Sie sehen, ich komme endlich doch ungemahnt und zeige Ihnen, daß, wie ich heute Ihnen endlich einmal von selbst schreibe, ich Sie auch nie vergessen habe. Haben Sie Dank für Ihre Treue.

Im übrigen, Beste, war ich so übel dran, daß ich wirklich inniges Bedenken trug, meinen Freunden unnütze Qual durch Mitteilungen von mir zu machen. Aus der ganzen letzten Zeit hatte ich eine einzige Periode, wo ich eigentlich existierte. Das war, als ich mich unter unerhört widerwärtigen Umständen, wie zur letzten Lebensrettung, in Paris einschloß, um, in vier Wochen, meine „Meistersinger“ zu dichten. Ende Januar war ich damit fertig, und nun galt's ein Asyl aufzusuchen, wo ich die Musik dazu schreiben konnte. Das habe ich mir nun, mit unzähligen Beschwerden, hier in Biebrich zu recht gemacht, und darüber ist die ganze Zeit bis heute wieder vergangen, beständig im Kampf mit Unannehmlichkeiten und übelster Laune. Morgen will ich nun, so hoffe ich, mit dem Komponieren anfangen. Es liegt mir dran, alles bis zum Spätherbst fertig zu haben, damit es den nächsten Winter

über alle deutschen Theater geht, worum ich mich dann gar nicht bekümmern will. Es war dieser Entschluß meine einzige Rettung. Auf ein solches Unternehmen konnte ich nötige Vorschüsse von meinem Verleger ansprechen, um ein Jahr lang während der Arbeit bestehen zu können. Die vier Wochen Arbeit in Paris waren meine glücklichsten, ich konnte den Zauber aber nur erhalten, wenn ich nicht links noch rechts blickte; schließlich sah ich keinen Menschen mehr, sondern nur Gargons und Concierges. Das Gedicht hat mir ungeheure Freude gemacht, ich glaub', 's ist mein genialstes Produkt. Gegen Ende Sommer will ich's drucken lassen, dann erst leider kann ich's Ihnen zu lesen geben. Doch hier ein Probchen. Sachs schustert in der Nacht am Laden und singt dazu."

Hier folgt das reizende Lied des Hans Sachs in den „Meistersingern“, und dann fuhr er fort:

„So! Was wollen Sie mehr! Da haben Sie Verse! Was sonst mein Leben betrifft, so halte ich mir die Menschen so fern wie möglich; das sagt Ihnen auch die Wahl meines Asyls. Vor allem hüte ich mich fortan, mit Theater und Oper in Berührung zu kommen; für dieses Volk zu schaffen, kann ich nur Lust behalten, wenn ich es nicht sehe — — — — —

Was Sie mir von Bakunin schreiben (Bakunin war eben, aus seiner sibirischen Gefangenschaft entkommen, in London angelangt) hat mich sehr interessiert, ich sah ihn ganz vor mir. Er ist und bleibt ein kolossaler Kauz."

Wagner hat Bakunin in Dresden gekannt und war mit ihm, nach der daselbst gescheiterten Revolution im Jahre 1849, geflüchtet.

„Man muß wirklich den Bären zur Hand nehmen, um sich solch eine Natur zu erklären. Endlich ist auch Röckel aus dem Zuchthaus entlassen worden; er hat sich vortrefflich benommen und eine unerschütterliche Festigkeit bewiesen; auch er rühmt sich einer Bärennatur und freut sich nun, gehörig wieder politisieren und agitieren zu können. Ich hab' wahr-

lich nichts dawider und weiß solche Leute gern beim Handwerk. Aber wirklich, es wird ihnen zum Metier, und sie kriegen dafür eine Denk- und Anschauungsroutine, die ich manchmal bewundern muß, wenngleich ich keinen rechten Inhalt darin finden kann. Es scheint aber gar nicht darauf anzukommen. Das formelle Wesen der Politik hat so einen vielklingenden Namen, daß es immer nach was aussieht. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe nun einmal die Massen nicht mehr, sondern nur die Individuen, und da denkt sich nun immer jeder das Seine und ich das Meine! — Adieu, liebe Freundin! Von ganzem Herzen grüßt Sie Ihr R. W."

Ich hatte ihm darauf noch aus London über die damals so in Gärung befindlichen Weltverhältnisse geschrieben, besonders über Italien, das seiner Neugestaltung zustrebte, und über Rom, das, wie ich mir damals dachte, eine neutrale Stadt bleiben müsse, eine Stadt des Geistes. Darauf antwortete er wieder aus Biebrich, am 15. Juni 1862:

„Großen Dank, beste Freundin, für Ihren sehr schönen, inhaltreichen Brief! Nie gewiß hat jemand so schön wie Sie die bedeutungsvolle, einzig bedeutende Möglichkeit einer politischen Entwicklung der europäischen Menschheit ins Auge gefaßt und bezeichnet. Ihre römische Idee hat mich völlig betroffen, und ich suchte gleich nach, was ich wohl dabei mitwirken könnte.

Liebste, so viel ist gewiß, daß der Messiasmythus der aller-tiefst bezeichnende für alles Erdenstreben ist. Die Juden erwarteten den Befreier, den Messias, der das Reich Davids aufrichten, Gerechtigkeit, vor allem aber auch Größe, Macht, Sicherheit gegen Unterdrückung bringen sollte. Nun traf alles ein; in Bethlehem geboren, aus dem Stamme Davids, die Drei-Königs-Prophezeiung usw., festlicher Empfang in Jerusalem, Palmen gestreut — da steht Er, alles lauscht, und Er verkündet ihnen: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Entsagt euren Wünschen, das ist die einzige Erlösung und Befreiung!“ Glauben Sie, all unsre politischen Befreiungshelden kommen mir heimlich wie die Juden vor. Aber,

gut! das darf man nur äußerst wenigen sagen, das versteht sich, und somit — sehen wir zu! Das besonders Reizende Italiens erkenne ich aber nicht.

Ihre florentinischen Niederlassungsprojekte sind sehr respektabel. Was ist mit mir nicht alles möglich! Ich mag nicht einen Monat voraus mehr bestimmen. Ganz bestimmt will und suche ich nichts mehr auf dieser Welt, als Muße zum Arbeiten, weil mir dies einzig mein Vorhandensein erklärlich und akzeptabel macht. Auf Aufführungen kann ich ganz und gar verzichten. Aber diese Muße mir zu sichern, ist eben so abscheulich schwer. Ich arbeite im stillen immer an einem Plan, für alle Menschen zu sterben und irgendwo heimlich, als abgeschiedener Geist, nur noch meine künstlerischen Entwürfe auszuarbeiten. Ich komme sonst nicht zur Ruhe. — — Natürlich denke ich, hier so lange zu bleiben, als ich es irgend für meine Arbeit erschwingen kann. Sie geht vorwärts und gelingt — aber ich kann nicht schnell arbeiten, erstlich: der unabweislichen äußeren und inneren Unterbrechungen wegen, dann, weil mir kein Taft Freude macht und gefällt, der seine Entstehung nicht einem wahrhaft guten Einfall verdankt. Die kann man aber nicht kommandieren.“

Ich hatte ihm nun angezeigt, daß meine Reise nach Italien beschlossen sei und die Abreise von London gegen Ende Dezember stattfinden sollte. Doch verstrich wieder der ganze Herbst nach den letzten Nachrichten aus Viebrich, ohne daß ich wußte, ob er noch dort oder wo anders sei. Endlich kam ein Brief aus Wien vom 12. Dezember 1862:

„Liebste Freundin, bis Mitte Dezember, wo Sie noch ein Brief in London treffen sollte, glaubte ich gewiß einmal so weit mit meiner Laune zu gelangen, um Ihnen ordentlich schreiben zu können. Jetzt bleibt mir nur die Angst, daß Sie eine Nachricht von mir noch treffen möge, und somit entschließe ich mich, Ihnen wenigstens nur diese Zeilen zukommen zu lassen, wenn sie auch keinen Brief ausmachen können. Doch soviel wie möglich in äußerster Kürze!

Ich konnte mich nicht in meinem Rheinasyl für die Arbeit

erhalten. Der Verleger ließ mich im Stich. Ein Vierteljahr vollständiger Auflösung, nutzloser Bemühungen, unsäglicher Nöte trat ein. Endlich äußere Unternehmungen wieder aufnehmen müssen, diesmal mit der Energie wahrer Verzweiflung. Am 26. Dezember und 1. Januar zwei erste große Konzerte in Wien mit Fragmenten aus ‚Nibelungen‘ und ‚Meistersinger‘. Mitte Januar erste Aufführung des Tristan; gesichert durch ein Gastspiel S c h n o r r s (vorzüglich). Dann wieder Konzerte. Dann vielleicht die gleichen Konzerte in Berlin. Wenn nicht, vielleicht nach Petersburg zu Konzerten, wohin eingeladen. (Rein um mir Subsidien für einige Jahre der Ruhe zu verschaffen!)

Gern käme ich zu Ihnen nach Italien, ja vielleicht komme ich. Es geht mir sehr durch den Kopf: auf solchen Trödel kann mich eigentlich nur Italien wieder herstellen und belohnen. Geben Sie mir Nachricht, ich bin hier bis Ende Januar.

Gegenwärtig vollständig aufgelöst, unsäglichen Lebensüberdruß, tägliche Bewunderung darüber, daß ich noch lebe, dämonische Bewandtnis damit! Nochmals, vielleicht einiger schönen Jahre in Italien wegen!

Adieu, Feuerste, zweifeln Sie nie an meiner innigsten Teilnahme! Von Herzen
Ihr R. Wagner."

Diesmal kam eine ungewöhnlich lange Pause. Ich hatte inzwischen einen Winter in Florenz verbracht und war zur Osterzeit nach Rom gegangen. Ich wußte aber, daß er wirklich nach Rußland gereist sei, um Konzerte in Petersburg und Moskau zu geben, und ich konnte mir erklären, warum keine Briefe kamen. Endlich traf aber einer ein, und noch nach Rom. Er war datiert von Penzing bei Wien, den 22. Juni 1863:

„Liebste Beste!

Sie sind doch wirklich noch eine Freundin, die sich nicht sofort abschrecken läßt, wenn ein Brief unbeantwortet bleibt

und hübsch wieder schreibt! Dafür sollen Sie auch höchlich belobt werden! Ihren vorletzten Brief erhielt ich auf meiner Rückkehr von Rußland hier in Wien. Ich wußte nicht, was ich dazu sagen sollte, daß Sie annahmen, ich würde aus polnischem Patriotismus die Einladung der Petersburger philharmonischen Gesellschaft (lauter deutsche Musiker) nicht angenommen und dafür vorgezogen haben, in Deutschland zu verhungern!“

Ich hatte es gerade nicht so gemeint, sondern nur vermutet, daß die damals in Polen herrschende Aufregung und die gewaltsame Unterdrückung derselben vielleicht seinen Reiseplan geändert hätten.

„Da mußte ich Sie denn nun im Staunen lassen, mich doch dorthin haben gehen zu sehen, und einstweilen dafür sorgen, daß ich Ihnen in Zukunft bessere Garantien für meine politische Gewissenhaftigkeit geben könne. — Ach, Beste! ich bin ein durchaus frivoler Mensch: ich bin Fanatiker der Ruhe, nichts weiter. In Petersburg und Moskau, mitten in meinen Triumphen, mitten in der wahren Freude über die wirklich unglaublich schönen Aufführungen, die ich mit den dortigen Musikern zustande brachte — mitten unter Afflamationen, wie ich sie selbst in Wien nicht wärmer und begeisterter vernahm — hatte ich im Grunde doch immer nur die Wohnung und den Garten mit ein paar schönen alten Bäumen vor meiner Phantasie, die zu besorgen ich bei meiner Abreise überall in Deutschland hinterlassen hatte und die ich mir nur durch alles, was um mich her vorging, erobern wollte. In Wien, direkt von Petersburg wieder angekommen, besuchte ich keinen Menschen, sondern spähte nur nach der ersehnten Wohnung mit dem Garten aus: vom Rhein aus Verzögerungen — auf einmal in Penzing gefunden (in Penzing!) — Wohnung und Garten ruhig, angenehm! Ich miete und richte mich mit meinem Gelde — oder besser, was man mir davon gelassen hat — nach meinem Sinne angenehm ein, bin allein, habe eine gute sympathische Bedienung gefunden und suche nun meine Arbeit wieder hervor!

Gestehen Sie, mit einem solchen Menschen ist nichts anzufangen! Geben Sie ihn auf! Als ich noch suchte, dachte ich mir: Gott, wenn jetzt Liszt plötzlich mir schriebe, ich habe in Rom eine schöne Wohnung mit Garten für Dich — am Ende gingst Du auch nach Rom? Doch nicht gern! Warum? Ich kann keine Anregungen mehr vertragen, nur jetzt namentlich nicht. Ich bin so furchtbar schändlich um kostbare Jahre der Arbeit und Produktivität gekommen, daß ich glaube, eine so ganz neue Eindrucksmasse, wie Italien und Rom, würde mich vollends aus meinem Geleise bringen. Proudhon sagt einmal, im Gegensatz zu denen, welche sich von den Eisenbahnen ein solches Wunder für die geistige Ausbildung der Menschen versprochen: *le génie est sédentaire*. So ist's, glauben Sie mir. Wem nicht wenig genügt, sich daraus seine Welt zu bilden, der wird aus sehr vielem es noch weniger können. Doch dies alles sage ich mit einer gewissen Bitterkeit des Verzichts. Himmel! wie gern streckte auch ich mich einmal dort aus und ließe eine wundervolle Außenwelt auf mich wirken! Aber jeder hat seinen Dämon, und der meinige ist eine greulich mächtige Bestie; er unterjocht mich um seiner Zwecke willen ganz und gar.

Sagen Sie, Kind! wie kann ich Ihnen das Gedicht meiner Meistersinger zukommen lassen? Erkundigen Sie sich darnach und schreiben Sie mir's. Ich lebe jetzt hier vollständig ohne Umgang und wünsche mir nur Ungeschorenheit, um ohne Unterbrechung mein Zeug fertig machen zu können. Ob ich etwas davon aufführe oder nicht, ist mir endlich ganz gleichgültig geworden. Ja, daß ich nach meiner äußersten Anstrengung nicht sogleich hier wieder an den Tristan gehen mußte (die Dufmann ist leidend), war mir ganz recht. Am Ende muß man mit dem auskommen, was man sich ist: einigermaßen Respekt vor sich haben dürfen, ist daher das einzige, womit man sich begnügen muß.

Natürlich muß man dann nicht so warm und beredt von Wundern, wie dem Michelangelo usw. hören (ich hatte ihm von Rom über die Sixtinische Kapelle geschrieben); da wird

einem das Herz schwer — gewiß! Auch will ich Ihnen zur Beruhigung mittheilen, daß ich täglich eine österreichische Zeitung lese, bei den Berichten über die polnische Insurrektion immer unwillkürlich für diese teilnehme und überhaupt noch in viele alte Schwächen verfalle. Mir geht's aber wie Goethe: ich hab' zu einem eigentlichen politischen Feuer nicht Haß genug, und ohne den ist man für keine Partei genug. Gott! glauben Sie denn, daß es in Petersburg einen gebildeten Menschen gibt, dem die polnischen Vorgänge nicht ein Greuel sind, und der nicht ganz so darüber fühlt und spricht wie Sie und ich? Aber die „Politik“ — „Regierung“ und wie das Teufelszeug alles heißt — ja, das ist ein ander Ding! Und glauben Sie, ich und Sie, wir sind nicht dafür gemacht; selbst Garibaldi nicht und Bakunin noch weniger, ganz gewiß aber Louis Napoleon. Nun messe man sich einmal mit dem! Pfui Teufel!

Der kleine Taufsig ist mein einziger Umgang, ein gescheiter, ganz ungewöhnlicher junger Mensch.

Sind Sie aus diesen Zeilen (es ist draußen greuliches Wetter) flug geworden, so soll mich's herzlich freuen. Wo müßte ich anfangen, um Ihnen vernünftig zu schreiben!

Tausend herzliche Grüße

Ihr R. Wagner."

Nun kam eine lange, lange Unterbrechung der Korrespondenz. Ich hörte natürlich davon, daß dem großen Meister endlich, aus der Zeit tiefsten Leidens, plötzlich die Rettung gekommen war. Hatte schon alles, was ich von dem jungen König von Bayern, Ludwig II., gehört hatte, mein lebhaftes Interesse in Anspruch genommen, so sah ich nun in diesem Entgegenkommen des Fürsten zu dem Meister ein Zeichen von Idealität, das mich mit den freudigsten Hoffnungen für das persönliche Schicksal des verehrten Freundes und für die Aussicht auf eine Periode hoher Kunstblüte erfüllte. Ich schrieb öfter, erhielt aber keine Nachricht, außer was die Öffentlichkeit, der ich nie zu trauen geneigt war, berichtete. So erfuhr ich dann, daß Wagner die ihm vom König dar-

gebotne Niederlassung in München wieder aufgegeben und Deutschland verlassen habe. Wo er sich aber aufhalte, wußte ich nicht, und so schwieg ich endlich auch. Dann kam ein Brief, datiert von Tribtschen bei Luzern, den 1. Juli 1867:

„Liebste Freundin!

Wahn! Wahn! überall Wahn!

Das ist jetzt mein Thema! — Daß Sie glauben mochten, ich antwortete Ihnen nicht, weil mir's g u t ginge, ist wieder eines der sonderbarsten *qui pro quo*, die vorkommen können. Ihre Briefe, noch die nach Penzing (bei Wien) trafen mich, während Sie in Italien schwelgten, in permanenter Auflösung und Verzweiflung darüber, diese Bestie von Leben mir soweit zurecht legen zu können, daß ich nur wenigstens einmal ein Jahr Ruhe zum Arbeiten hätte. Damals Ihnen zu antworten, wo ich von Tag zu Tag eben nur auf dem Sprunge von einem Abstand zum andern war, wäre reiner Unsinn gewesen, glauben Sie mir! Nun kam ich nach München: da ging mir's gut, nicht wahr? O, Kind!! Haben Sie eine Ahnung von dem, was ich nun dort endlich noch zu erleben hatte? Oder meinen Sie wirklich, wenn ich mein Auskommen und gute Wohnung hätte, ob ich um dieser unerhörten Gunst willen nun zerrissen und in allen Schmutz geschleppt würde, ginge mir's g u t ? Gott, alles wieder hinzuworfen war ich jeden Augenblick bereit; was mich einzig zurückhielt, war die wirkliche Liebe zu meinem jungen, wunderlichen und vielleicht wunderbaren Freund, um den ich mehr gelitten habe, als je um einen Menschen. Aber — wie könnte ich Ihnen das so leicht mitteilen? Ich hab' ihn gerettet und hoffe immer noch, in ihm der Welt eines meiner besten Werke erhalten zu haben! Sie hörten von meiner Entfernung aus München, im Dezember 1865. Ich ging nach Genf, atmete auf, sah nach Südfrankreich oder Italien aus, um mich wo gut unterzubringen und endlich einmal wieder arbeiten zu können. Nun! da dachte ich denn an Sie und sah mich auch nach Ihnen um, denn da mein Entschluß gefaßt

war, nur wieder zu arbeiten, dämmerte mir das ‚gut‘ gehen auf, und wenn’s gut geht, gedenke ich eben meiner Freunde — nicht umgekehrt, wenn’s schlecht geht. O, Sie Törin! — Wie nun erfahren, wo Sie seien? Sie hatten endlich seit lange geschwiegen. Da treffe ich eines Tages bei mir eine Karte von Herzen, der mit einer jungen Dame (seiner Tochter) bei mir gewesen; auf dem Rücken der Karte hatte die Dame Grüße von Ihnen notiert. Es hieß, man würde wiederkommen. Nun suchte ich Herzen, der mir weitab wohnte, aber selbst auf: die Notiz von Ihnen war mir eine Schicksalsweisung. Ich traf ihn nicht, zwei-, dreimal. Er ließ sich dadurch nicht bewegen, mich noch einmal aufzusuchen. Dies verdroß mich.“

Herzen hatte, wie ich später erfuhr, durch eine Nachricht veranlaßt, schnell nach Beven, ans andere Ende des Genfer Sees, gemußt.

„Außerdem ging in meinem Rücken der Teufel wieder los: ich durfte nicht zu weit weg von München, wollte ich die Thronentsagung des jungen Königs verhüten. Im Anfang April 1866 mietete ich dies Landhaus bei Luzern, wo ich mich nun für sechs Arbeitsjahre niedergelassen habe. Schreckliche Nöte waren noch vorigen Sommer zu bestehen, doch setzte ich die Musik der ‚Meistersinger‘ durch. Endlich einmal wieder ein Werk fertig! Nach München gehe ich nur zu Besuch. Die ‚Meistersinger‘ sollen Anfang nächsten Winters herauskommen. Zu der Aufführung kommen Sie, hören Sie? Das ist mein Meisterwerk, keines reicht an dieses.“

Nun wissen Sie alles, so wenig es war, was ich Ihnen schrieb. Ihre Briefe, namentlich aus Rom, habe ich öfter wieder gelesen. Mit allem seid Ihr Frauen doch besser dran, die Freude an etwas, einer Umgebung, einem Eindruck, ist doch immer leichter da. Bedenken Sie nur, daß ich dagegen ein wahres Entsetzen empfand und eigentlich noch empfinde, mich durch all so etwas nur erfreuen zu sollen oder zu wollen. So oft ich’s früher versuchte, wurde ich geradewegs krank und elend — namentlich in Italien ist mir’s so ge-

gangen. Mir ist einzig wohl, wenn ich volle Ruhe zum Arbeiten habe. Alles draußen stört, stört, stört mich nur. Nun — jetzt war eben diese ‚Ruhe‘ einmal wieder schwer zu behaupten. Sie schickten mir jemand nach München? Ja! wie schön schnell ich wieder von dort fort war! Hier bin ich, immer etwas leidend, mit einem großen und kleinen Hund, einem guten jungen Musiker als Sekretär, in wundervoller Gebirgswelt und komponiere ‚Wahn, Wahn! Überall Wahn!‘ Nun lassen Sie von sich hören, da ich mich wirklich etwas ‚gut‘ befinde. Von Herzen
Ihr R. Wagner.“

Wie atmete ich auf für ihn nach diesem Brief! Nun ging es ihm endlich einmal wirklich „gut“, und es ereignete sich das Wunderbare, daß das „Gut“ anhielt, wenigstens inso- weit als dies überhaupt im Leben großer, guter, tief emp- findender Menschen der Fall sein kann in dieser unvollkom- menen Welt. Die größte Leidensepoche seines schwer ge- prüften Lebens, die sich ungefähr in den von mir hier ange- führten Zeitraum zusammendrängt, war vorüber. Freund- lichere Sterne leuchteten über seinem Dasein. Ihm erblühte das edelste häusliche Glück in seiner zweiten Ehe, das er mit seiner ersten Frau (sie war nicht lange nach dem Pariser Aufenthalt in Dresden gestorben) nicht gekannt hatte. Die zwei Genien, die nun über seinem Leben wachten — der eine auf dem Thron, der andere an seiner Seite — machten sogar das für ihn möglich, was noch keinem Genius zuteil ge- worden war: nach seinem Sinn die Stätte erbauen zu können, wo seine Werke, auch nach seinem Sinn, in würdiger Weise zur Erscheinung kommen. Neidischer und böswilliger Wider- stand ist verstummt vor der Allgewalt des Genies; seine Arbeit hat er in Ruhe vollenden können; hat uns noch seinen „Parsifal“ schenken können als das letzte Siegel, das ein großer Mensch auf sein Leben drückt; und nun er geschieden ist, leuchtet sein Geist, in der Reihe der erhabensten Geister, in denen wir die Menschheit ehren, unvergänglich fort!